

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 30/2014



Filzen mit Eminem

Editorial	S. 2
Wohin fährt das Boot?	S. 3
Der 9. November	S. 4
Sandeln	S. 6
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 7
Wetterzeitung	S. 7
Kommunikationsversuche XVII (Thomas Glatz)	S. 8
Am Ende des Gangs (Gerhard Lassen)	S. 9
Cpt. Kirk &, Teil 3	S. 11
Zweite Ubbelohdegeschichte: Nicht einmal Hallimasch (Thomas Glatz)	S. 12
Bekenntnisse eines Masseurs (Miss Harmlos)	S. 16
Kurz vor König (Bierkrügeinschluss)	S. 18
Aus dem Plattenarchiv	S. 20

Editorial

Zum Jahresende 2014 gibt es noch einmal eine Ausgabe der Friktionen. Gute Nachrichten, deren Kommentierung für eine Verortung im Großen und Ganzen (wenn es das denn noch gibt) helfen würden, gibt es nicht. Die finden sich eher innerhalb einer Ausgabe, die ihre Qualität vor allem durch die Beiträge von Miss Harmlos, Gerhard Lassen und Thomas Glatz gewinnt. Während letzterer uns von weiteren Erlebnissen eines Autors mit seinem Literaturagenten Ubbelohde berichtet, trägt Miss Harmlos mit ihren ‚Bekenntnissen eines Masseurs‘ zur Berufsorientierung von Friktionenlesern bei. Gerhard Lassen berichtet aus der Welt der Delinquenz. Viel Spaß mit dieser 30. Ausgabe, die einen literarischen Schwerpunkt erkennen lässt.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Dezember 2014

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Schwanthalerstr. 94
80336 München

Wohin fährt das Boot?

Jahrelang waren sie von der politisch-öffentlichen Agenda in Deutschland verschwunden: Die Menschen, die aus den von der Globalisierung verwüsteten Peripherien der Welt unter Einsatz ihres Lebens nach Europa kommen um sich hier eine sicherere und bessere Existenz aufzubauen. 20 Jahre ist es her, dass das Thema prominent und hässlich die Innenpolitik der Bundesrepublik bestimmt hat. Brennende Asylbewerberheime, Übergriffe von rechtsradikalen Schlägerbanden und eine hysterische Debatte um Überfremdung im frisch vereinigten Deutschland führten zu einer faktischen Abschaffung des Asylrechts und die Verlagerung des Problems in die Peripherie der EU.

Hinter einer verstummten öffentlichen Debatte entstanden Abschottungs- und Internierungsstrukturen für die wenigen, die Deutschland noch erreichten. Die sogenannte Drittstaatenregelung führte dazu, dass nur diejenigen Asyl beantragen konnten, die Deutschland direkt aus Gefährdungsgebieten erreicht hatten. Diese Verlagerung an die geographischen Ränder des Wohlstandsgebiets Europa verlegte die Problematik nach Spanien, Griechenland und Italien. Seit 2004 kümmert sich dabei die stetig wachsende ‚Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen‘ (Frontex) dort und anderswo um die Sicherung der Festung Europa. Die Reise als Flüchtling in ein EU-Land wurde immer gefährlicher, langwieriger und teurer. Wer es aus dem subsaharischen Afrika bis ans Mittelmeer schafft, hat immer noch eine veritable Chance bei der Überfahrt den Tod zu finden.

Heute, mehr als 20 Jahre nach dem ‚Kompromiss‘ von 1993 steht der Umgang mit Asyl und Migration in Deutschland wieder an einem Scheidepunkt. Die politischen Verwüstungen, die der Irak-Krieg im Nahen Osten induziert hat und der Aufstieg des Islamischen Staats hat neue Wellen der Entwurzelung ausgelöst. Angesichts dessen, was in den vom IS besetzten Gebieten geschieht, kann Europa gegenüber den von dort Fliehenden nur schwerlich die Karte ‚Wirtschaftsflüchtling‘ ziehen, die die kaum sichtbare Debatte und Flucht und Migration nach 1993 geprägt hat. Die steigenden – aber in Deutschland in keiner Weise dramatischen – Flüchtlingszahlen haben das Thema 2014 wieder auf die Agenda gesetzt. Anders als vor 20 Jahren stehen heute Ausschließung und Aufnahme nebeneinander. Während einerseits im September mit Zustimmung der Grünen Serbien, Mazedonien und Bosnien und Herzegowina auf die Liste der sicheren Drittstaaten gesetzt und damit den dortigen Sinti und Roma die Möglichkeiten der Flucht nach Deutschland weiter beschnitten wurden, wurden bestehende repressive Regelungen für aktuell in Deutschland lebende Asylsuchende zurückgefahren und Kontingente für Flüchtlinge aus Syrien geschaffen, die natürlich in keinem Verhältnis zu den Zahlen stehen, die die Nachbarländer des zerfallenden Staaten zu verkraften haben und auch aufnehmen.

Trotzdem sprangen die nationalen und xenophoben Reflexe der 90er Jahre wieder an: brennende Wohnheime, einen Schulterchluss zwischen Nazis und ressentimentgeladenen Teilen des ostdeutschen Kleinbürgertums, das die Straßen von Dresden erobert hat und eine Debatte über die Belastungsgrenzen bei der Zuwanderung inklusive der Unterscheidung zwischen ‚guten‘, leistungsfähigen und integrationswilligen Migranten und Sozialschmarotzern prägten das zweite Halbjahr 2014. Der Reflex der Politik ist trotzdem ein Anderer als damals. Es gibt eine Kommunikationslinie, die sich gegen die Atmosphäre der Straße stellt und für eine Aufnahme von Flüchtlingen wirbt, die bis hin zur Bundeskanzlerin reicht. Den politisch Verantwortlichen schlicht eine größere moralische Reife zu unter-

stellen wäre dabei allerdings naiv. Wahrscheinlicher sind Änderungen in den Rahmenbedingungen, die diese Haltung begünstigen.

Einerseits hat man mit der Drittstaatenregelung, die in der aktuellen Debatte in keiner Weise in Frage steht, schon die Voraussetzungen dafür geschaffen, nicht in den Nukleus weltweiter Flüchtlingsströme zu kommen bzw. eher von Flüchtlingen erreicht zu werden die über die finanziellen Möglichkeiten einer Direkteinreise verfügen. Bleiben die Rahmenbedingungen so wie sie sind, wird nur ein Bruchteil der aktuellen Migrationsbewegungen Deutschland mit einbeziehen.

Andererseits kann man auch von einer geänderten Haltung wirtschaftlicher Akteure gegenüber dem Thema Migration ausgehen. Die ökonomische Struktur der bundesdeutschen Wirtschaft hat sich in den letzten 20 Jahren grundlegend gewandelt. Der Exportanteil am Bruttoinlandsprodukt ist von um die 20% auf über 50% gestiegen. Befeuert von der Agenda 2010, die eine rot-grüne Bundesregierung umgesetzt hat, wurden implizite Reallohnsenkungen durchgesetzt, die Exporte erleichterten und die Binnennachfrage schwächten. Eine derart ausgerichtete Wirtschaft kann sich weder leisten ihre internationale Kundschaft mit brennenden Asylbewerberheimen zu vergrätzen, noch riskieren, dass durch eine Annäherung an eine Vollbeschäftigung steigende Löhne zustande kommen. Migration signalisiert dann Weltoffenheit und sichert die Basis sowohl für einen Niedriglohnsektor als auch für moderate Lohnforderungen in einem neuen Wohlstandsmodell, das unter dem Paradigma von Markt und Flexibilität vor allem die Eigner von Kapital begünstigt. Insofern weiß sich die große Koalition hier vermutlich sicher, wenn sie gegen die Straßen in Dresden und Leipzig verbal Partei ergreift. Nur: auf Basis dieser Konkurrenz- und Marktmechanismen wird die soziale Logik des ‚Alle gegen Alle‘ bleiben, in der einzelne Gruppen auch immer nationalistische und kulturalistische Abgrenzung nutzt um sich gegen den vermeintlichen oder realen Abstieg zu positionieren.

Das Boot ist jetzt offensichtlich nicht mehr voll, aber die neue Fahrkartenkontrolle wird aktuell modelliert. Wie die Ticketschalter zukünftig aussehen und wie Fahrkarten vergeben werden wird die politische Landschaft und die gesellschaftliche Atmosphäre in Mitteleuropa in den nächsten Jahren prägen.

Der 9. November

Der mediale Start in den Spätherbst war in diesem Jahr eher schwer durchzustehen. Es galt ein Jubiläum abzuarbeiten: 25 Jahre Mauerfall. Annähernd jeder, der mit öffentlichen Äußerungen sein Geld verdient, hat dazu mindestens einen Beitrag zusammengestellt: Mauerfall live, die Emotionen in Berlin, die Deutschen – endlich wieder zusammen, Unrechtsstaat am Ende usw. Den Höhepunkt erreichte diese schon fast hysterische Aufarbeitung (oder besser bunt-leutselige Rückerinnerung) dann am 9. November selbst, einem Sonntag. Da war Privatfernsehen schon fast angenehm. ProSieben-Sat.1 Media und der Mediengruppe RTL sind Zeitgeschichte eher wurscht, entsprechend dünn gesät waren die Erinnerungsformate dort.



Die Leipziger Nikolaikirche am 9.11.2014 in
angenehm ruhigen Ambiente.

Dabei gehört kalendarisch orientiertes Gedenken mit zum Kerngeschäft von Medien und Kulturschaffenden. Bezogen auf jenen Sonntag mit vielen Fahnen und menschenüberfluteten Mauerkronen könnte man dann auch sagen: rein kalendarisch Schwein gehabt. Die Mauer bzw. die Beförderung zur Ex-Mauer durch altgediente SED-Kader, die in Zeiten zunehmender Auflösung ihres Staatswesens eine Order falsch verstanden, überlagerte ein tagesgleich stattgefundenes älteres historisches Ereignis, das aber ein Stück mehr Probleme bei der emotionalen Besetzung macht. Es ist schlicht nicht so schön, nicht so ergreifend, nicht so emotional-pathetisch, nicht so – wohlfühl. Es geht um die sogenannte Reichskristallnacht vom 9. November 1938. Ein Pogrom, das eine weitere Entwicklungsstufe auf dem Weg zur Vertreibung und Vernichtung des europäischen Judentums durch den Nationalsozialismus darstellte.

In diesem Jahr, an dem sich das Ende eines politisch maroden Bauwerks zwischen Ost und West zum 25. Mal jährte, konnte die Rückerinnerung an brennende Synagogen und verwüstete jüdische Geschäfte jedenfalls nicht viel Raum im medialen Aufmerksamkeitswettbewerb gewinnen. Selbst zum eigenen, ‚runden‘ Jubiläum, nämlich dem 75. im Jahr 2013 kamen die Sendeformate dazu deutlich zurückhaltender daher, sowohl gemessen an der Anzahl als auch an der Aufmachung. Zurückhaltung ist dabei an sich nicht schlecht, die Reichspogromnacht ist nun auch kaum ein Partythema. Aber gleich so viel Zurückhaltung, dass es kaum stattfindet, sagt einiges über die aktuelle deutsche Befindlichkeit. Der 9. November ist kein staatlicher Feiertag und wurde genau wegen seiner historischen Doppelbelegung bei dieser Art von Beförderung übergangen. Rund um das Ereignis ‚Wiedervereinigung‘ hat man sich – nach ausführlicher Prüfung der historischen Greuelatatenlage – für den 3. Oktober entschieden.

Für die Medien und ihr Publikum ist der Tag, an dem Grenzer der DDR auf Basis der Aussagen eines überforderten Günther Schabowski die Mauer nicht mehr verteidigen wollten und vielleicht auch nicht mehr konnten, trotzdem der heimliche Feiertag geblieben, erst recht wenn das Ereignis, das den Anlass gibt, sich zum 25. Mal jährt.

Sandeln

Erst ist das krächzende Schimpfen zu hören. Einzelne Sätze, die keinen Zusammenhang herstellen, keine Geschichte erzählen. Kein Wunder, es gibt nicht wirklich ein Gegenüber für die zerstückelte und ausufernde Ansprache. Eine Wand aus Worten ohne Adressat und doch Schutzschild gegenüber einer Welt voller Passanten, die nicht verweilen wollen.

Man will nicht gesehen werden von diesem brabbelnden Bündel aus alten Kleidern, Straßenschmutz und Alkoholausdünstungen. Direkt angesprochen werden heißt sich positionieren müssen, heißt zu zeigen, dass man nichts damit zu tun haben will. Dabei bettelt sie nicht einmal. Es geht nicht um Geld, nicht um das strategische Einsammeln des Obolus, den man gern entrichtet, wenn man dafür von der Pflicht, sich zu positionieren, entbunden wird. Es geht einfach nur um das Dasein, darum, einen Platz einzunehmen. Nicht um damit Mitleid einzuklagen, sondern nur um das Recht auszuüben gesehen zu werden. Vermutlich. Wirklich reflektiertes Handeln ist nicht auszumachen, ein Gespräch wirkt nicht wahrscheinlich. Die rau gebellten Sätze sind Beschwerde oder nur aggressiv vorgetragene Erläuterungen zur Weltlage. Man will es nicht hören. Es repräsentiert die eigene Angst vor dem Sprachverlust oder zumindest vor dem Verlust von Zusammenhang. Das soll nicht die eigene Zukunft sein.

500 Meter weiter: Der Sekt in der Hand schafft Verhaltenssicherheit während man Aufmerksamkeit mimt. Dem Gegenüber fällt alles Mögliche ein, zu allen möglichen Themen. Die geschmeidige Sprachmelodie lässt vermuten, dass das Gesagte wenig Kopplung an die Denktätigkeit hat. Schnell und routiniert entnommen aus einem oft genutzten Sprachbaukasten. Der Anzug ist teurer als die Formulierungen. Es geht um Lufthoheit in der Runde, um Gesprächsanteile. Das Ziel liegt nicht in den Worten, nicht in der Verständigung oder der geistigen Bereicherung. Anker setzen, geschmiedet aus bekannten verbalen Managementversatzstücken. Gerne unterstellt man den Geschniegelten dieser Erde eine Weltbeschreibung, die auf dem Holzweg ist und ein passant noch desaströsen Schaden anrichtet. Nichtsdestotrotz, man sieht sich im selben Ring mit diesem Menschenschlag, verachtet sie vielleicht auf eine hündische Weise für Abkürzungen im Denken, fürs Blenden und verbale Nebelbomben werfen, dabei immer unterscheidend, ob es Strategie ist (Marke Zyniker) oder ob sie es nicht besser wissen (Durchwurschteln auf Basis einer Mittelmäßigkeit, die in der fortwährenden verbalen sozialen Auseinandersetzung glattgeschliffen wurde).

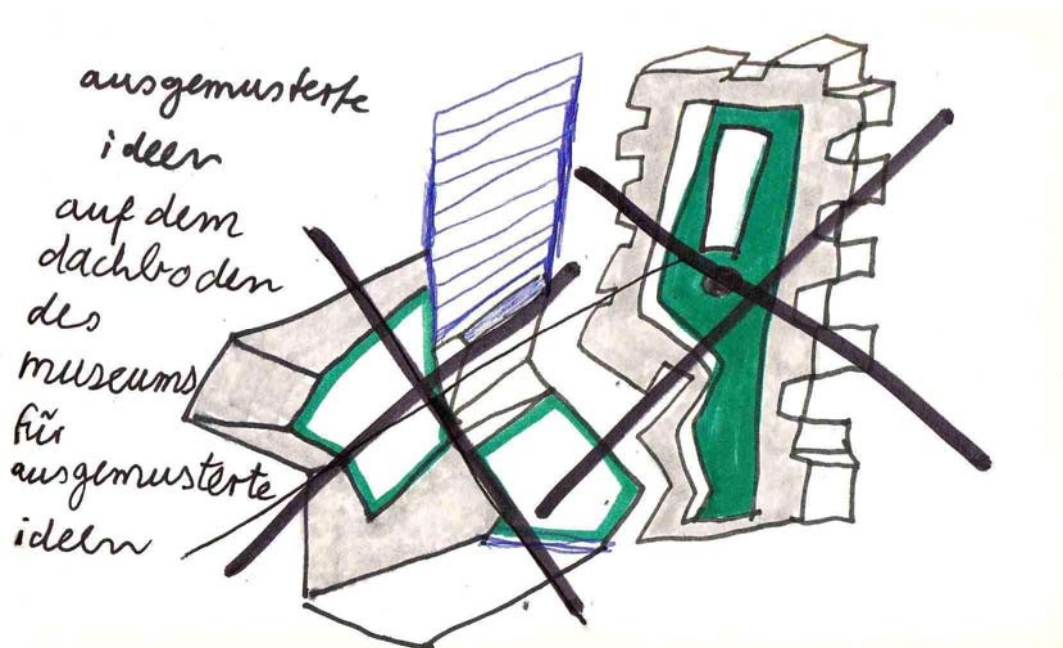
Sprache, Habitus und Körperpflege – was für ein Kompass in einer Welt sozialer Bedrohungen. Dabei Selbstpositionierung entlang der Fähigkeit, die Welt sinnfällig oder gar virtuos beschreiben zu können. Das Ganze verbunden mit der impliziten Unterstellung, dass diese Kompetenzen beim Gegenüber nur existieren, wenn ein gewisses Niveau in Sachen Körperpflege und Stil gehalten wird, denn das repräsentiert den Willen, ein Mindestmaß an gesellschaftskonformen Auftreten aufzubringen um gehört zu werden. Der Umkehrschluss ist dabei kaum zulässig. Je gepflegter, desto Welterklärung würde fast niemand unterschreiben. Es kippt irgendwann und man fragt sich, wann das aus dem Ei gepellte Gegenüber denn überhaupt noch zum Nachdenken kommen soll bei seinem Job und seinem Aufwand für Mode, Friseur, Toilette und Maniküre.

Der evidente Verlust der Fähigkeit von einigermaßen adäquater Weltbeschreibung beim Gegenüber erzeugt dagegen Angst. Angst vor einer eigenen Schwäche im Denken, die sich sukzessive in die

alternde Existenz frisst und die eigene soziale Position in den Abgrund reißt. Wer bin ich, wenn ich mich nicht beschreibend durch die Welt bewege? Wenn kein Bild von mir und dem Gegenüber noch Konturen gewinnt?

500 Meter zurück: Nichts hat sich geändert an den gebellten Versatzstücken an der Straßenecke während der Schnee fällt. Auch nichts an dem Schauer und den Fluchtreflexen der vorüber eilenden. Die Obdachlose ist aber nicht nur ein niemand, weil sie über keine Insignien einer einigermaßen respektablen sozialen Position mehr verfügt, sondern auch weil sie sich auch nicht mehr sozial zeigen kann. Wer jenseits der Sprache agiert, wie wir sie kennen und nutzen, kann sich nicht mehr positionieren. Sie schafft Verunsicherung, öffnet die Räume des Unheimlichen, weil keine Einordnung möglich ist, außer die der Geisteskrankheit. Hat sie am Ende recht, auch wenn wir es nicht verstehen?

Bilderwitze



Thomas Glatz

Wetterzeitung

Es ist kalt. Aber das ist um die Jahreszeit immer so.

Kommunikationsversuche XVII



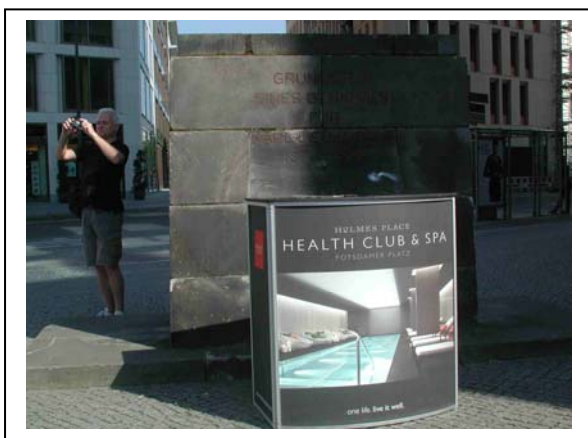
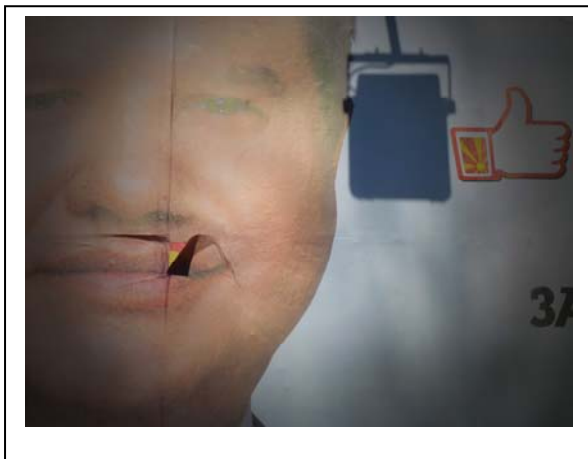
Berlin (DE), 2013

München (DE), 2013

Skopje (MK), 2011

Berlin (DE), 2013

Landsberg am Lech (DE), 2013



Thomas Glatz

Am Ende des Gangs

Angekommen bei dem monströsen Betonbau, öffnet sich dem Polizeifahrzeug ein riesiges Schiebetor, durch das sie in den Hof des Gefängnisses fahren. Die Polizisten eskortieren Anna in das Gebäude und durch farblose Gänge bis zu einem kleinen Raum mit einem Schreibtisch und einem Stuhl. Dort wird sie von zwei dicken Justizbeamtinnen untersucht und muss sich dazu völlig entkleiden. Man fordert sie auf, die Beine zu öffnen und sich nach vorne zu beugen. Eine Beamtin beschaut sich dabei ihre Intimitäten und untersucht sie nach Verstecktem. Dann darf sie sich wieder anziehen, derweil nochmals ihre Tasche durchsucht und der Inhalt registriert wird. Hernach händigt man ihr grobes Bettzeug und ein Handtuch aus und eine junge, kräftige Aufseherin bringt sie dann ohne ein persönliches Wort in ihre Haftzelle. Vierter Stock. Ostflügel. Am Ende des Gangs.

Sie setzt sich auf das Bett und zündet sich erschöpft eine Zigarette an.

Die Zelle ist nicht ganz so düster wie die im Keller des Polizeipräsidiums, aus der man sie hergebracht hat. Es gibt hier sogar ein Fenster, das man öffnen kann; vor dem sich jedoch eine Betonblende befindet, so dass vom Himmel nur ein schmaler Streifen zu sehen ist. Des Weiteren: ein Bett, eine Kloschüssel, ein schmaler Schrank, Tisch und Sitzbank an der Wand fixiert und schmutziges Grün die Eisentüre, durch deren Guckloch sie vernehmlich in kurzen Intervallen beobachtet wird.

Irgendwann rasselt es an der Türe, ein Schlüssel fährt ins Schloss, dreht sich zweimal darin und die Türe öffnet sich. Es ist Mittag und unter Aufsicht einer Beamtin wird von zwei Mitgefangenen das Essen ausgeteilt. Es gibt Gulasch in aufgeweichten Nudeln, von dem sie keinen Bissen hinunter bringt.

Viermal täglich wird fortan die Türe unter Schlüssellasseln geöffnet: zu den Mahlzeiten und nachmittags für die Stunde Hofgang mit den anderen Gefangenen aus derselben Abteilung.

Das Bargeld, das sie bei ihrer Verhaftung in der Tasche hatte, ist ihr auf einem Konto gutgeschrieben worden. Davon kann sie einmal wöchentlich im Anstaltsladen für einen begrenzten Betrag einkaufen. So hat sie zumindest Kaffee und Zigaretten. Es gibt auch eine Bücherei, aus der sie sich über eine Bestellliste kostenlos Bücher ausleihen kann. Aber die sind ihr kaum ein Trost. Sie kann sich nicht auf das Lesen konzentrieren, zu verwirrt und zu unruhig ist noch alles in ihr. Stundenlang liegt sie auf dem Bett und starrt an die Decke und versucht erst gar nicht, ihre wild dahinschießenden Gedanken in feste Bahnen zu lenken.

Je länger sie alleine eingesperrt ist in ihrer Zelle, umso unbefangener führt sie Selbstgespräche. Anfangs erschrickt sie noch, wenn sie sich dabei ertappt. Aber bald akzeptiert sie diese neue Angewohnheit als ein natürliches Resultat ihrer Situation und bedient sich ihrer als eine Möglichkeit, die eigenen Gedanken zu ordnen und sich klar zu werden über all die Veränderungen, die über ihr Leben hereingebrochen sind. Oft sind es gar keine Selbstgespräche, sondern Dialoge mit imaginierten Gesprächspartnern. Zwiegespräche. Meist mit Philip, wo immer er auch gerade sein mag. Vermutlich in einer Zelle wie der ihren. Wahrscheinlich ganz in der Nähe. Sie versucht in seine Gedanken zu kriechen, um darin die Antworten zu finden auf all die Fragen, die ihr durch den Kopf gehen. Allerdings tut sie das immer mit gedämpfter Stimme, weil sie fürchtet, dass jemand mithört, sie beobachtet und eine jede Äußerung von ihr registriert.

In der Nachbarzelle ist eine hagere Frau so um die Vierzig untergebracht. Sie nennt sich Sascha. Anna hat sich ihr beim Hofgang angeschlossen und ist mit ihr ins Gespräch gekommen. Endlich wieder jemand, mit dem sie reden kann in persona.

„Wegen was bist du da?“ fragt Sascha mit tiefer Stimme.

„Sie wollen mir einen Autodiebstahl anhängen.“ Anna ist vorsichtig genug, den wahren Grund ihrer Inhaftierung zu verschweigen.

„Na und? Haste?“

„Nö. Natürlich nicht. Und Du? Warum bist du hier drin?“

„Ich hab meinen Alten kaltgemacht“, erwidert Sascha nüchtern.

„Wie? Du hast deinen Mann getötet?“

„Deswegen bin ich schon verurteilt. Totschlag. Acht Jahre. Aber ich habe Berufung eingelegt, deshalb bin ich noch hier in Untersuchungshaft. Meine Anwältin glaubt, ich hätte eine gute Chance auf schwere Körperverletzung mit Todesfolge.“

„Aber warum? Was ist passiert?“

„Er hat Scheiße gelabert, der Wichser. Mal hat er einen hoch gekriegt, mal nicht. Da hab ich ihn gefragt, wieso das bei ihm so ist. Da hat er mir, wie wenn er mir was Liebes sagen wollte, ins Ohr geflüstert, er hat hin und wieder bei manchen Frauen das Gefühl, dass sie sich, sowie er mit ihnen im Bett liegt, in haarige Männer verwandeln. Mit Bart und Pickel und allem. Spinnst du, hab ich gefragt, von was redest du und vor allem von wem? Manche Frauen! Wen meinst du damit? Du alte Sau, hab ich gesagt und bin da richtig in Rage gekommen und hab ihm wie im Film eine mit der Vase übergeben. Und ich muss ihn wohl böse getroffen haben, denn er blieb liegen und rührte sich nicht mehr und war tot.“

Sascha hilft ihr viel im Alltag des Gefängnisses. Von ihr erfährt sie von der Möglichkeit, unter der Zeit aus der Zelle zu kommen, indem man Kurse belegt, die von der Anstalt angeboten werden. Geometrie und Algebra, deutsche Literatur oder Mitwirkung im Gefängnischor. Auch die Gottesdienste sind sehr nützlich für etwas mehr Bewegungsfreiheit. Der katholische Priester hält den seinen ab in traditionell büberischer Manier und wird besucht von den Reuigen, die ihre Schuld auf sich geladen haben und Schutz suchen unter dem Willen des Herrn. Unterhaltsamer und besser besucht ist die sonntägliche Einkehr bei den Evangelischen, die umfunktioniert worden ist in ein immerwährendes Theaterstück biblischen Inhalts, das für alle Zeit unaufgeführt bleiben muss, wo doch die Besetzungen der Rollen ständig wechseln, weil Schauspielerinnen von einer Woche zur anderen verschwinden. Irgendwohin verschickt; vielleicht in die Freiheit oder aber in die Strafhaft, entsprechend dem Richterspruch, der auf eine jede von ihnen wartet. Die Bühne der Gefängniskirche ist ein flüchtiger Knotenpunkt fremder Schicksale, die auftauchen und wieder versickern in den Tiefen unerkannter Lebensläufe.

Die beiden spielen regelmäßig jeden Sonntag Theater, knobeln mittwochs herum an einfachen Rechnungen und lesen donnerstags Geschichten aus deutschen Schulbüchern.

Schon bald nach den Turbulenzen ihrer Verhaftung hat Anna leise Veränderungen ihres Körpers wahrgenommen. Ihre Periode ist lange über der Zeit und sie wartet noch ein paar Wochen, bis sie sich

untersuchen lässt von der Anstaltsärztin. Und tatsächlich ist das Ausbleiben ihrer Regel nicht stressbedingt, sondern ganz normal verursacht durch eine gesunde Schwangerschaft.

In einem sanften Rausch geht sie den Weg zurück in ihre Zelle und sonnt sich in melancholischer Freude in dem bisschen Licht, das durch das hohe Fenster in den schmalen Raum fällt.

Sie macht sich einen Kaffee und raucht dazu. Dann aber schüttet sie die halbe Tasse des schwarzen Gebräus in den Ausguss und schenkt sich stattdessen den Rest Milch ein, den sie noch hat, und trinkt ihn auf das Wohl des neuen Lebens, das sie in sich trägt.

Gerhard Lassen

Cpt. Kirk &, Teil 3

Cpt. Kirk & der Baumarkt

Einen sentimental Zugang zu Herd und Heimat darf man nicht haben, wenn man Kapitän eines Raumschiffs ist. Ein eigenes Haus oder Eigentumswohnung auf der Erde oder einem anderen Planeten lohnen der Mühe nicht, schließlich ist man lang und oft unterwegs. Der Job des Seemanns ein Scheiß dagegen, denn schließlich geht es bei Kirk um Welten, die noch nie ein Mensch zuvor gesehen hat und nicht um Frachtrouten durch bekannte Gefilde.

Es ist davon auszugehen, dass Baumärkte über eine entsprechend geringe Anziehungskraft für den Kapitän verfügen dürften. Vermutlich ist nicht mal im Bereich Wohnaccessoires viel los. Wenn die Trägheitsdämpfer versagen fliegt der ganze Kram eh quer durchs Quartier und die kleinen Schiffsmo- delle für den Kapitänraum in ‚The Next Generation‘ werden vermutlich von der Sternenflotte gestellt. Überhaupt das Konzept ‚Baumarkt‘ und die Zukunft. Einen Hang zum Besuch solcher Etablissements unterstellt man eher Scotti, wenn es denn darum geht die Enterprise zu pimpen. Dabei ist völlig unklar wie die Technologiekontrolle und Ausstattungsentscheidungen in den Docks der Föderation aussehen.¹

Kann Scotti einfach auf dem Schwarzmarkt noch ein paar Plasmasteigleitungen dazukaufen, wenn er mit dem Kram ab Werk nicht zufrieden ist? Oder gibt es dann Stunk mit dem Instandhaltungspimpen im Raumdock? Ein bisschen was in der Hinterhand braucht er ja, um seine legendären Schnell- lieferungen kompliziertester Reparaturen abliefern zu können. Und wer zahlt, wenn die Klingonen wieder einmal die Außenhülle zu Klump schießen? Fragen und Probleme ...

¹ Ein Filmprojekt, das nur fünf Stunden Debatte im Schlachtkreuzerplanungsausschuss der Föderation zeigt (Unterausschuss Innenausstattung) wäre zumindest ein Format, das man noch am ehesten Andy Warhol oder Romuald Karmakar zutrauen würde.

Zweite Ubbelohdegeschichte: Nicht einmal Hallimasch

*„Ich habe mitunter ein Vielfaches dessen
an Schwammerln nach Hause gebracht als an fertigen Sätzen.“
(Otfried Preußler)*

Die Sonne schien, die Wolken zogen, Mückenschwärme standen in Säulen. In der prallen Mittagssonne lief ich durch das Dorf zum Treffpunkt. Die Stille lehnte an der Hausmauer. Ein Traktor fuhr vorüber. An der Wegkreuzung stand am müden Mittag eine Vielzahl von Schildern die wirkten wie Schaulustige an einem Ort an dem sich gerade etwas Besonderes ereignet hatte. Kein Mensch war zu sehen.

Ein Radler in kurzen, rosé- und apricotfarbenen Camouflagemuster-Hosen fuhr vorbei Richtung Gewerbegebiet ‚An den drei Hasen‘. Ein Verschönerungsverein hatte eine Statue vom Gekreuzigten auf der Verkehrsinsel aufstellen lassen. Der gekreuzigte, wachsweiße Heiland hing in der prallen Mittagssonne. Die Grashüpfer schienen zu schreien. Unlängst habe ich irgendwo gelesen, dass Grashüpfermännchen, die an lauten Bundesstraßen sitzen, die tieferen Passagen ihrer Strophen höher zirpen. Diese Tonlagen werden sonst durch den Verkehrslärm verschluckt. Der Gekreuzigte auf dem Verteilerkreisel hatte die Augen geschlossen. Er wirkte gar nicht tot, eher wie einer, der einen Mittagsschlaf macht. Ein Liegendfahrradfahrer kam aus der Richtung *Gratling-Schmalgrub* den Berg heruntergeschossen und trat kräftig in die Pedale, denn eine Bahnschranke begann sich zu schließen. Als ich an den Bahnübergang kam, war die Schranke schon unten.

‚Bei geschlossener Schranke/ Den Motor abstellen./ Danke‘, stand auf einem Schild. Das reimte sich, aber es holperte.

Der Regionalzug näherte sich. Ein Wanderer stand neben mir an der Schranke und wartete. Ein echter Wanderer mit Rucksack und Knotenstock. Neidvoll musterte ich ihn.

Was wird ihn auf seiner Wanderung erwarten? Vor dem Nutzfahrzeugcenter bei der Gartenabfalldeponie am *Rauen Forst* wird er vielleicht Einkehr bei Brot und Ei halten. Beim *Klappmöbelparadies* wird eine Waldblume seinen Weg säumen, klein und bescheiden. Im steinigen Grund feuchter Waldblöße wird er zwischen Schnupftabakdose, Sacktuch und Schokoladenriegelverpackungen rasten. Vielleicht wird ihn ein liebliches Dörflein aus dem Tale her grüßen. Vielleicht wird ihn ein schlichtes Feldkreuz am Wegesrand mahnen. Vielleicht wird ihn in Bergeinsamkeit eine traute Sportgaststätte einladen. Vielleicht wird er sich dort eine Tasse Kaffee gönnen, und eine kleine Kaloriensünde dazu. Eine Blätterteigapfeltasche?

Der Wanderer warf mir merkwürdige Blicke zu, musterte mich wie die Überwachungskamera an der Tankstellenausfahrt in unserer Straße. Die Schranke öffnete sich und wir gingen schnell weiter, jeder seiner Wege. Parkplatz Pilzwald. Eine Bushaltestelle. Ein Fichtenforst in Reih und Glied. Es war drückend schwül.

Ich war am vereinbarten Treffpunkt angekommen. Aber wo waren die anderen? Ubbelohde, mein Literaturagent, war noch für ein paar Tage in München. Er hatte mich eingeladen, mit ihm und einem

Junglyriker Pilze sammeln zu gehen. Da sollte ich mitkommen, das sei die letzte Gelegenheit mit ihm über mein ‚Krise.Kredit.Konsum‘-Roman-Manuskript zu sprechen. Ansonsten müsse ich ihn in Berlin besuchen. Mein Literaturagent hatte schon am Telefon versucht mir das Pilze sammeln irgendwie schmackhaft zu machen: ‚Ich hatte mit Meier- Dürrröhrsdorf an einer Lyrikanthologie gearbeitet, aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass er seit fast zwanzig Jahren Pilze sammelt. Der Mann ist für mich ein Phänomen. Er hat immer schon der Spannung zwischen städtischer Umgebung und ländlichen Verhältnissen gelebt. Jetzt wohnt er in Berlin, nutzt aber jeden Urlaub, jedes freie Wochenende, um in seiner Heimat, der Sächsischen Schweiz, zu wandern und Gedichte zu schreiben. Er stammt aus Hinterpfuiteufel in der Sächsischen. Dreimal darfst du raten. Nein. Noch mal. Genau. Meier- Dürrröhrsdorf stammt aus Dürrröhrsdorf, dem vielleicht einzigen Ort der Welt mit fünf ‚r‘ im Namen! Und er ist jemand der mit den Augen dichtet, jemand, der Worte findet und sammelt, wie andere Leute Pilze. Das wäre doch spannend, mit ihm in die Pilze zu gehen. Gerhard Knaupp, der Aphoristiker, ist auch ein erfahrener Pilzgänger. Der hat mir den Wald beim ‚Parkplatz Pilzwald‘ empfohlen. Da kann man gut mit der S-Bahn hin von dir aus. Station *Gratling-Schmalgrub*. Ach, das kennst du? Und Kevin und ich fahren mit der S-Bahn bis *Atzenöd* und dann ein kleines Stück mit dem Bus. Die fahren immer zu den ungeraden Sechserzeiten. Da musst Du unbedingt mit. Da kann man mal in Ruhe ein paar Takte über dein Manuskript reden.‘

Gut. Nun stand ich hier in sengender Mittagssonne an einer verlassenen Bushaltestelle. Auf dem Busfahrplan stand: ‚Atzenöd 137, Atzenöd Maibaum, Atzenöd Wurstfabrik, Parkplatz Pilzwald, Gratling-Schmalgrub Gartenabfalldeponie, Gratling-Schmalgrub Klappmöbelparadies...‘ Mein Telefon schnirppte. Ubbelohde war dran: ‚Wir sind gleich da. Wir fahren nur noch einmal um den Pudding herum...‘ Endlich kam der Bus. Er hielt und zwei skurrile Gestalten stiegen aus. Der Junglyriker Meier-Dings in rapsfeldfarbenem Blouson. Ein Laufschuh in der Farbe ‚Astroturf‘, vermutlich neu gekauft. Kevin Meier-Dürröhrson reichte mir seine schlaffe Hand und schüttelte unter wohlmeinenden Worten die meinige. Ubbelohde war bester Laune und machte Kalauer: ‚Deine Haare sind viel mehr geworden, während meine abnehmen. Aber ich muss sagen, die Weisheit braucht Platz.‘ Kevin Meier-Soundso sah aus wie ein Konfirmand, der immer noch seine Kinderbrille trägt. Wieder einmal bestätigte sich meine Beobachtung, dass das Produkt den, der mit ihm handelt so sehr zu beeinflussen vermag, dass er ihm ähnlich wird. Der Emoticon-Programmierer wirkt wie eine kindliche Comicfigur, der Verkäufer im Klappmöbelparadies wie ein Klappmöbel, der Bäckermeister sieht aus wie das Brot des Monats ‚Wurzelsepp‘, die Bäckereiazubine wie ein AOK-Weltmeister-Brötchen. Der Lyriker Meier-Dürröhrsdorf erinnerte mich an ein zerlesenes Lyrikbändchen enormen Inhalts.

Drei bunt gekleidete mittelalte Damen stakten, von VHS-Fitness- und Nordic-Walking-Wahn getrieben, vor uns im Gleichschritt durch den Nutzwald. ‚Mit Käthe König in die Walderdbeeren‘, witzelte Ubbelohde. ‚Wer ist Käthe König?‘, fragte ich. ‚Na vermutlich die linke von denen.‘

Drei merkwürdig gekleidete Männer, wir Pilzfreunde, begannen nun ebenfalls im Gleichschritt durch den Nutzwald zu wandern. Meier-Dürröhrson fing an, mir vom Pilze sammeln vorzuschwärmen: ‚Wer nie selber in die Pilze gegangen ist, der kann sich gar nicht vorstellen, was wir als Kinder für eine Freude hatten, wenn wir so eine kleine Fichte auf die Seite bogen, und da saßen Herrenpilze, groß wie

Gärbe², entweder ganz dunkelbraun oder wie ein frischgebackenes Brötchen, nur größer. Und wenn wir den Platz absuchten, da stand einer, dort einer, und unter der Fichte noch einer! Ach, ein Herrenpilz in Butter geschwenkt! Oder Steinpilze mit Kümmel und Estragon! – ‚Chottochott!‘, rief Ubbelohde erschrocken. ‚Estragon! Estragon ist der totale Feind jeder Steinpilzpfanne! Estragon schreit immer auf und sagt: ‚Mach eine Sahnesauce aus mir! Mach bitte eine Sahnesauce aus mir!‘

Während unseres Waldspaziergangs habe ich von den beiden Profis aus dem Literaturbetrieb viel über Pilze gelernt:

- Pilze werden sanft aus dem Boden gedreht. Die entstandenen Öffnungen in der Erde drückt man vorsichtig zu, damit das Geflecht im Boden nicht austrocknet.
- Auf keinen Fall sollte man Plastiktüten oder Beutel verwenden, weil die Luft darin nicht zirkuliert und die Pilze leicht zerdrückt werden.
- Pilze sind weder Pflanzen noch Tiere sondern eine eigene Art.
- Es gibt schätzungsweise 1500 000 Pilzarten.
- Schleimpilze können sich sogar fortbewegen.
- Bäume gehen Partnerschaften mit Pilzen ein, manche Bäume sogar mit mehreren Pilzarten.
- Das Suchen ist viel wichtiger als das Finden. Das Finden käme immer dann, wenn man aufhört aktiv zu suchen. (Ubbelohde)
- Kevin Meier-Dürörsonn hatte eine andere Philosophie: ‚Mir ist ja eigentlich das Finden wichtiger, dass man den Pilz überlisten kann. Du hast dich da versteckt, aber ich habe dich dort gefunden.‘
- Das Pilzesuchen, die Jagd des kleinen Mannes. (Ubbelohde)
- Pilze stehen im Wald wie Notenköpfe die ein vergesslicher Kapellmeister bei einer Baumgruppe stehengelassen hat. (Meier-Dürörsonn)
- Mycelium verbindet alle Elemente des Ökosystems miteinander. (Meier-Dürörsonn)
- Pilze sollten – metaphorisch gesprochen – den Menschen als Vorbild dienen. (Ubbelohde)

Um es kurz zu machen: Wir haben keinen einzigen Speisepilz gefunden. Nicht einmal Hallimasch. Nur ein paar Beeren und einen *schnuckeligen Gasthof* (Ubbelohde), ein *kernig-uriges Wirtshaus* (Meier-Dürörstorf): das *Gasthaus zum Dicken Sepp (Modern-bayrisch (kein Ruhetag))*. Die Nordic-Walking-Damen saßen schon in der Gaststube und begrüßten uns kichernd. Wir setzten uns an einen der freien Tische im hinteren Gastraum. Ubbelohde und Kevin bestellten beim Kellner Argentinisches Hüftsteak mit frittierten Kartoffelecken. Ich war der einzige, der ein Pilzgericht bestellte. Während wir auf das Bestellte warteten, begann Meier-Dürörsonn aus seinem neuesten ‚poetry project‘ Gedichte, die er mithilfe einer Liste für aussterbende Wörter zusammengestellt hatte, zu rezitieren. Seine Kinderbrille saß ganz vorne auf der Nasenspitze. Wenn er las wirkte es wie Kimme und Korn:

Äsopisch

Der Schnitter schnafte sein Schnäuztuch schockant. Er scharwenzelte ums Spritzenhaus bis zur grünen Ranküre. Dort verrichtete er seine Notdurft. Ein Pfahlbürger nahm, niedriggesinnt, daran Anstoß.

² Kürbisse

Bloßfüßig geruhte der Schnitter sich hinterm Spritzenhaus zu erfreuen und dem Pfahlbürger seine Lebzelter zu brechen, ihm seine Kalmäuser zu stechen. Der Kotter, der! Komplette kommun.

Ubbelohde lachte. Ich hörte, wie sein Lachen mit einem Gurgeln in der Lunge begann und dann dem Mund entwich. Ich dachte, er würde den Junglyriker auslachen. Weit gefehlt. Ubbelohde war begeistert. ‚Applomb! Applomb!‘, rief er freudestrahlend, patschte in seine Hände und forderte: ‚Mehr davon! Aber für eine Prosaminiatur ist der Stoff viel zu dankbar. Das verlangt nach einer balladenhaften langen Form! Das schreit förmlich danach!‘ Angespornt von so viel Lob trug der Junglyriker ein weiteres seiner Werke vor:

Ein Stelldichein am Tanzplatz

Der Schlotbaron mit der Windsbraut.

Der Seelenhirt mit der Vettel.

Der Genüßling mit der Gespielin.

Der Lumpazius mit der Pfeffersäckin.

Der Schmutzian mit der Obmännin.

Der Stallknecht mit der Gasometerin.

Der Galan mit der Gegenfüßlerin.

Der Leichenbitter mit dem Lehrmädchen.

Der Briefsteller im Bratenrock und Bruder Lustig mit dem Rauschbart.

Ubbelohde war begeistert.

Das Bestellte kam. Wir aßen, und als der Literaturagent als erster sein Besteck beiseite gelegt hatte, ergriff ich die Gelegenheit beim Schopf und fragte ihn rundheraus nach der Beurteilung meines Manuskripts. Ubbelohde war genervt: ‚Ich mag sie nicht vorbeten. Eine Menge Dinge gefallen mir nicht. Ich mag sie nicht alle her erzählen.‘ Zu meinem mühsam in monatelanger Kleinstarbeit umgearbeiteten Romanmanuskript ‚Krise.Kredit.Konsum‘, das er anfänglich so toll fand, sagte er jetzt nur knapp, er hätte es nicht richtig verstanden. Seine Frau hätte es auch nicht verstanden, und wenn seine Frau etwas nicht verstanden hätte, dann könne daraus nie und nimmer ein erfolgreicher Roman werden. Ich war geschockt. Nun habe ich leider von diesem entscheidenden Vorgang keine bis in die Einzelheiten präzise Erinnerung behalten. Ich weiß auch weder ob ich mich von den beiden Literaturprofis gebührend verabschiedet habe, noch ob ich beim Kellner gezahlt habe. Ach! Angeblich hätte ich Ubbelohde den halbgegessenen Wurstsalat von Kevin über den Kopf gekippt und sei dann wutentbrannt gegangen ohne zu zahlen. In langen Mails habe ich mich bei den beiden entschuldigt. Ich musste wohl einen Blackout gehabt haben. Bei der Hitze kein Wunder. Ubbelohde meinte Pilzvergiftung. Es dauerte Monate, bis ich mich mit den beiden wieder normal am Telefon unterhalten konnte. Ubbelohde willigte schlussendlich ein, mein Roman-Manuskript doch noch einmal durchzugehen. Ich erinnerte mich erst wieder an die Tatsache, dass ich an der S-Bahn-Haltestelle Gratling stand und etwas

in meine schwarz-rote China-Kladde notierte. Wie ich vom ‚Dicken Sepp‘ dorthin gekommen war weiß ich beim besten Willen nicht mehr. Ein Regentropfen landete nun auf meinem Kopf, ein anderer auf meinem Text, in meinen Notizen. Selbst in der Druckfassung ist nun von ihm zu lesen. Ich blickte verwundert nach oben. Eine Wolke von silberweißer Reinlichkeit schwebte da. In meine Kladde hatte ich folgendes notiert:

‚Die Macht des Lesers. Er kann das Buch einfach zuklappen und weglegen.‘

Thomas Glatz

Bekenntnisse eines Masseurs

Eigentlich hab ich mir das ja ganz anders vorgestellt. Physiotherapeut wollte ich werden. Fußball-Weltmeisterbeine und Balletttänzerinnen behandeln. Die Solistinnen, die vorne Schwanensee stundenlang auf Spitze tanzen oder in belgischen Naturballetten mit höchstmöglichstem Nackteinsatz performen, alles was Ruhm versprach wollte ich therapieren. Balletttänzerinnen ohne Bolschoi-Eisenketten-Blick. Eher ein Blick umringt von nächtlicher Unruhe, der dem Dasein als Körpergöttin mit verquirlten Suff und Abhängen eine derbe Schnute zeigt. Ich wollte den Muskeln meiner prominenten Besucher Namen geben, sie erlösen aus ihrer unpersönlichen medizinischen Codierung und mit dem Dreiklang Muskeln, Bänder und Bandscheibe ein stabiles Terzett komponieren, das die Wirbelsäule stabilisiert und die Biomechanik des Einzelnen optimiert.

Und? Was bin ich jetzt? Amtlich zertifizierter Masseur. Ein Bademeister. Mit dem Titel assoziiert doch jeder Pril-Blumen-Duschhauben, unrasierte Beine und Füße in schmatzenden Plastiktrettern, die man noch eher in einem heruntergekommenen Kaufhaus als in einer florierenden, hygienischen Massage-Praxis vermutet. Mit dieser Berufsbezeichnung ist man nicht mehr weit vom Busfahrer entfernt.

Ich malte mir alles hübsch aus. Meine Massagepraxis, ein Studio, an der Rezeption eine Lady, die man sich nur in den kühnsten Träumen ausmalt und der Mund sperrangelweit offen stehen bleibt. Ihre leicht rauchige Stimme, eine Hommage an ein unvergessliches Bond-Girl, aber trotzdem professionell und effizient genug, um den altmodischen Charme von muffelnden Mucki-Buden mit Krankenkassenanspruch gegen ein seriöses gesundheitsbewusstes Hollywood-Unternehmen einzutauschen.

Nach dem üblichen Klangschalen-Prozedere an der Rezeption könnten die Patienten dann wählen zwischen dem funktionalen Wartebereich – für diejenigen, deren prahlerische Seele später bei goldenen Geburtstagsfeiern schwärmt, wie sie mit erheblichen Training ihre schmerzhaft Gelenkkapselzerrung korrigierten. Diejenigen, die mit ihrer Orthese genervt reinwanken, weil das sperrige Ding sie bei ihren unverzichtbaren nächtlichen Aktivitäten stört, die werden von Bob Marley, der ihnen im Warteraum auf einem Sitzball und dem unverzichtbaren Joint in einem Video entgegenhopst, beruhigt.

Heute sitz ich hier im finstersten Kämmerchen einer Massagepraxis eines bekannten Sportmediziners. Ich bekomme aber nicht die Klienten (Patienten gibt es nicht mehr laut Aussage des Wunderarztes, da zu viele kranke Leute nur geschäftsschädigend für seine Praxis seien), welche bei Günter Jauch zum Jahresende auf der Promi-Couch aufgrund spektakulärer Sport-Erfolge sitzen, sondern diejenigen, die alles Geld für eine Behandlung bei dem Herrn Mediziner zusammenkratzen, damit sich ihre vom Fett niedergerungenen Lendenwirbel wieder aufrichten. Der begehrte Mediziner hat dazu noch ein Luxus-

Präparat in Indien aufgelesen, was ewige Jugend verspricht. Er, der angeblich schon beim Trümmeraufbau des Kölner Doms mitschuftete, sieht aber mit seiner ausbalancierten Diät immer noch so drahtig, so juvenil aus, dass die hysterische hyalurongespritzte Schauspieler- und Fitness Brigade galliggrün vor Neid wird.

Für den Job in der Praxis musste ich ein Konvolut an Fragen ausfüllen, warum ich mich für den Masseur-Beruf entschieden habe. Sollte ich zugeben, dass Pamela Anderson mir damals als Rettungsschwimmerin eine Motivation war? Nun denn, natürlich wollte ich morschen und osteoporotischen Gelenken wieder neuen Lebenssaft einhauchen. Ferner die ein oder andere Freifahrtskonzertkarte für bewunderte Rock'n'Roll-Maschinen, wie die Rolling Stones oder Metallica abstauben, wenn plötzliche Behandlung aufgrund eines Bühnen- oder Thekensturzes gefordert war. Aber die Zeiten änderten sich. Die ehemaligen Haudegen umgeben sich mittlerweile mit Gesundheits-Teams und machen täglich ihre Gymnastik für Hals- und Brustwirbelsäule.

Der Wettkampf in der Praxis zwischen uns Kollegen nimmt dabei immer bizarrere Ausmaße an. Vor kurzem musste ich einen Deeskalationskurs absolvieren. Aus meinem kargen Massageraum, der die Größe einer DVD-Box hat, drangen, ausgelöst durch meine Schmerz-Massagebehandlung, unangemessene Geräusche. Ein Wrestler im Ruhestand aus der anderen Kabine nahm das Jauchzen meines nicht unbedingt geschonten Klienten zum Anlass aus seiner Fango-Packung zu springen und mit seinem blondierten Wischmob voran; uns beide wie ein derangierter Jackie Chan, in einer Art Säbelgerassel und Trommelfeuer zusammenzufauchen, dass er sich nach diesem Gestöhne so ausgelutscht wie nach einer zehnstündigen Harry-Potter-Quälerei fühle. Und ich solle ihn dabei nicht so bekifft angrinsen wie ein Tom Cruise, der auf breiter Leinwand als Ritter die Menschheit rettet, er sei eh schon gereizt mit den aus allen Räumen dudelnden Sitarklängen. Da brauche er bei seiner Entspannung vor dem nächsten Fight sicher keinen Psychopathen – und damit meinte er mich – der sich zu seiner Befriedigung das musikalische Leitmotiv seines verschimmelten Praxisraums aus Grunzen und Stöhnen seiner Patienten wählte.

Doch ich bin und bleibe ein Masseur der Praxis und ich bin ausgebildet in schmerzstillender Körperarbeit. An meiner Wand hängt ein Bild von Sitting Bull. Dieser Ausbund an Kraft sollte den von Schmerzen gequälten durch mein Aufspüren, Triggern; von muskelfaserbedingten Schmerzpunkten, ein Vorbild an Schmerzresistenz sein. Sitting Bull sitzt auf dem Plakat und spricht vom Sonnentanz, in dem er der Wahrheit über den Schmerz näher kommt und die eigene Kampfbereitschaft entfacht.

Dann gibt's noch die, welche sich nahtlos ausziehen und mich auffordern nun endlich loszulegen. Da liegen sie vor einem, herrisch dominant wie fade Weiß-würste, schamlos bis zur Schädeldecke, und erwarten, dass man mit einer Action-Matrix-Choreographie ihre Verspannungen löst und sich ihre verschobenen Bandscheiben mit ein paar Streicheleinheiten blitzartig erholen. Sie verlangen immer mehr Johanniskrautöl mit dem ich sie massiere. Ich ertrinke fast darin, halte den Geruch nicht mehr aus, wenn sie sich wieder beschwerten meine Hände würden zu trocken arbeiten. Diese Klienten mit ihrer sensiblen Hautproblematik behandle ich auf meine Art. Den tiefsten Punkt der Wirbelsäule streiche ich mit der kleinsten Menge Öl ein bis sich die Wirbelsäule vorstreckt. Wenn ich dann Haut und Wirbelsäule auseinanderziehe, dann werfe ich mit jeder dieser Streifungen die negative Energie

wie verfaultes Obst weg. Erfreulicherweise stellte ich fest, dass die lamentierenden und beschwerenden Klienten wie auf Knopfdruck tief und fest einschlafen und nur durch den Wecker aufgerüttelt werden können.

Als Masseur bekommen Sie einiges zu hören. Letztens hatte ich einen prominenten Betrüger auf der Massage-Bank. Dem hatte sein Verteidiger eine Chakra-Massage-Behandlung in unserer Praxis empfohlen.

Ich musste mich bei dem nicht unbedingt idealgewichtigen Mann vom Solarplexus-Chakra bis zum Brustknochen arbeiten, um das Kehl-Chakra anzustoßen, was durchaus schmerzhaft ist (dafür bin ich ja Experte), was aber zur Folge hatte, dass der schwer atmende Klient beleidigt war. Das Kehl-Chakra mobilisiert die Ausdruckskraft und fördert Kommunikation, wenn Energie sich dort bündelt. Der Anwalt faselte davon, dass man damit vorteilhaft auf Richter und Schöffen einwirken könne. Nachdem mein Klient keinen Freispruch mit seinem sentimental Geplapper erwirken konnte, bekam ich die Aufforderung seines Anwalts Schmerzensgeld von geradezu überirdischer Höhe zu bezahlen, da ich mit meinem angeblichen Chakra-Hokuspokus erst recht die schostakowitschen Abgründe des Rechtsbrechers erweckte, die er prompt nach ein paar Tiefenbohrungen des Richters in den Gerichtssaal posaunte.

Nachher habe ich noch einen Klienten mit chronischen Rücken- und Kopf-schmerzen. Die sind am einfachsten zu händeln, da sie jede Aktivität vermeiden wollen. Also nehme ich ihr Leid in die Hand. So modelliere ich mich mit meinen beiden Daumenballen in die Muskellücke zwischen Musculus sternocleidomastoideus und Musculus trapezius und wandere über den hinteren Schädelanteil mit einer abschließenden Vibration, wobei eigentlich der Hauptteil der Verspannungskopfschmerzen auch schon gelöst sein sollte. Abgesehen davon, dass mein Klient schmerzfrei für eine kurze Etappe ist, fiel er anscheinend kurz in einen seidenmatten Halbschlaf und er repetierte leise summend einige Zahlen- und Silbenreihen vor sich hin. Ich kann mich täuschen, aber ich meine, es waren Passwörter oder ein Safe-Code. Bis ich für den nächsten Klienten ein neues Tuch auf die Bank lege, werde ich mir aus meiner Thermoskanne eine üppige Tasse Blackwood's Vintage Dry Gin gönnen und darüber spekulieren, wie ich mit meinen vielfältigen Massagekenntnissen und der Offenlegung kryptischer Zahlen mein Leben selbst verbessern kann.

Miss Harmlos

Kurz vor König (Bierkrugeinschluss)

Laut ist es. Und frische Luft fühlt sich anders an. Die Tische sind gut besetzt in der Schwemme und so bleibt nur die Flucht an den Stehtisch in der Nähe der Heizung. Die wälzt ein Aroma um, das gesättigt ist von schalem Bier und süßlich-altem Schweiß. Die Mehrzahl der Anwesenden ist bester Laune, ist in lebhaftes Gespräche am Tisch vertieft. Nach freien Plätzen wird nicht gefragt, man gesellt sich einfach dazu – auch am Stehtisch. So geraten wir an einen selbstbewussten Mann Mitte fünfzig. Unter den Ärmeln des kurzen Hemds lugt ein Tattoo hervor, das schon ein bisschen verblichen ist. Es scheint sich um eine jener pseudo-tribalistischen Darstellungen zu handeln, die in den neunziger Jahren in den Tattoo-Studios sehr beliebt waren. Unser neuer Mittrinker ist recht mitteilhaft. Er sei eher der

Mann fürs Grobe, jetzt nicht im Umgang mit anderen Menschen, sondern quasi berufsmäßig. Er sei Tatortreiniger und Messiewohnungsentrümppler. Mit eigener Firma. Jobinitiation in den achtziger Jahren. In Gilching. Überhitzung in der Sauna. Liegezeit mehrere Tage. Das Holz der Sauna eigentlich nicht mehr zu retten. Aber er, schon damals findig, habe es wieder hinbekommen. Da habe es auch eine Belobigung vom Bürgermeister gegeben. Er könne Geschichten erzählen, da würde uns nicht erst vom Bier schlecht werden. Die Adresse der Wohnung kennen wir. Eigentlich eine gute Gegend. Es sei ja insgesamt ein harter Job, aber mit mehr Bedarf als man im geschleckten München glauben mag. Fünf Angestellte zähle sein kleines Unternehmen, ihn allerdings mitgerechnet. Nur die Fluktuation sei ein Problem. Kaum einer halte mehr als fünf Jahre durch. Außer ihm selbstverständlich. Als Chef marschiert man immer voraus. Im wahrsten Sinne des Wortes. Kein Einsatz für seine Schutzbefohlenen ohne eine initiale Desinfektion durch ihn höchstpersönlich. In unserer Branche, sagt er, hat nur der härteste Magen den Chefsessel verdient. Wir fragen nach um noch einen kleinen Almanach der Verwesung mit in den Feierabend zu nehmen und werden mit einigen unappetitlichen Fällen aus über 25 Jahren Tatortreinigung belohnt.

Das Gespräch erstirbt mit einem neuen Akteur am Stehtisch. Ungefragt und wortlos stellt er seinen Bierkrug aus Steingut auf dem Tisch ab. Wäre es nicht so laut, das Geräusch alleine hätte seinen Machtanspruch vermittelt, den er durch einen suchend-provozierenden Blick in die Runde unterstreicht. Wer will Einspruch erheben um ihm die Gelegenheit zu geben, seinen Status als Stammgast herauszustellen? Natürlich niemand. Der Neue in unserer Runde ist ein gealterter Bajuware aus dem Bilderbuch. Ein Hang zu Loden, Hut mit Gamsbart, einem von Jodmangel eingedickter Hals, der fast über den Kragen quillt, gerötete Haut, gestützt von Kurzatmigkeit.

Wir fragen nicht, ob man so hübsche Steinkrüge an der Schänke bekommt, denn wir wissen, dass es nicht so ist. Wir sind auf einen Adligen der Schwemme getroffen, auf einen, der seinen eigenen Krug benutzen darf. Jede Insignie der sozialen Differenzierung braucht ihre Artefakte, ihre sichtbaren Einrichtungen um die sich Rituale des Besonderen und des Herausgehobenen bauen lassen. So ist das auch mit den besagten Steinkrügen. Im Wirtsraum neben der Schwemme steht der Schrank. Ein Ungetüm aus Gusseisen, das den Raum trennt und aussieht wie ein Granatendepot mit abschließbaren Einzelfächern. Hier werden sie gelagert, die Kundenkrüge. Die Verfügung über so ein Fach ist die Eintrittskarte zum Adel des Wirtshauses. Die rituelle Waschung, quasi die vorbereitende Reinigung zum ostentativen Konsum im Steinkrug darf und muss der Adelige selbst vornehmen. In einem eigens dafür vorhandenen Bottich. Vor aller Augen, sichtbar für ein Laufpublikum, das sich mit schnöden Glaskrügen aus dem Großraumspüler zufrieden geben muss. So einer stand also jetzt an unserem Stehtisch und ließ den Tatortreiniger verstummen. Das Volk schweigt bis der Adelige das Wort ergreift und das Thema setzt. Er wollte dann doch nur wissen wo wir so her kommen und was uns nach Andechs treibt. Man treffe ja viele Touristen, da wären Münchner und Brucker richtig wohltuend. Ansonsten war es ihm mehr um das Wetter zu tun. Adel verpflichtet – auch dazu, nicht allzu viel über die Welt nachzudenken, die einem so unermessliche Privilegien zuteilwerden lässt.

Wir wissen nicht genau wie man zum Wirtshausadel aufsteigen kann und trauen uns auch nicht zu fragen. Ist es Erbe? Kann man den Titel, soll heißen, das Granatenfach im Schrank einfach kaufen?

Muss man es sich ersaufen, in zahllosen Abenden endloser Anwesenheit? Kann man es beim Wirt beantragen? Gibt es noch einen zweiten, viel größeren Schrank in einem Nebenraum, quasi für den verarmten Landadel? Wir haben ihn nicht gesehen beim Entnehmen seines Krugs. Was macht der Wirtshausadel in fremden Landen, sprich in anderen gastronomischen Betrieben? Bekommt er Gaststeinkrüge um seinen Rang und seine Würde auch dann demonstrieren zu können? Wir werden einsilbig ob solcher Fragen und angesichts der mittelmäßigen Themenwahl des Steinkrugbesitzers. Wir sind auch ein bisschen froh, nicht selbst eine solche Bürde tragen zu müssen. Adel verpflichtet eben auch. Es ist anzunehmen, dass der Wirt sozialen Druck aufbaut, wenn man mal für ein paar Wochen fremdtrinkt und dann recht schnell andeutet, dass der Platz im Schrank nichts für Laufpublikum ist. Dazu sinkt es sich schnell herab, wenn man seinem Rang nicht gerecht wird und entsprechend wenig Präsenz zeigt.

Wir lieben es Laufpublikum zu sein. Nicht nur das, wir lieben es noch viel mehr, das restliche Laufpublikum auf ihrem Weg durch die Schwemme zu beobachten. Ab und zu ein Adeliger – auch nicht schlecht. Aber die guten Geschichten, für die ist offensichtlich doch das Fußvolk zuständig. Als Laufpublikum hat man halt mehr Zeit noch was zu erleben.

Aus dem Plattenarchiv

Daisy Chainsaw – Eleventeen (1992)

Die Gitarren sind nicht nur einfach verzerrt. Ein übersteuerter Noiseteppich liegt über dem gesamten Sound. Die Chainsaw dominiert ganz eindeutig auf ‚Eleventeen‘, dem Debütalbum von Daisy Chainsaw und macht es nicht unbedingt zugänglich. Es gibt eigentlich wenig Nummern mit melodiegetriebenem Gesang, meist nölt Sängerin KatieJane Garside nur über den Noiseteppich, den Gitarre und Bass bereit stellen. Dabei wirkt ihre Stimme zurückgemischt und verzerrt. Die Single ‚Love your Money‘ wartet dabei mit einer vergleichsweise eingängigen Melodielinie auf und tut wohl ihren Teil um der Band die berühmte Viertelstunde popkulturellen Ruhms zu verschaffen. Der wäre aber vermutlich ohne den Habitus der Beteiligten trotzdem nicht zustande gekommen.

Ein puppenhaftes, überschminktes Auftreten von KatieJane Garside, manchmal in verdreckten Parodien von Hochzeitskleidern, verstörende Interviews und Bühnenperformances, dazu ein androgyner, geschminkter Gitarrist und ein Bassist in Frauenkleidern warfen schnell die Frage auf, wie die eigentlich so drauf sind. Daisy Chainsaw kommen irgendwie dissoziiert, artsy, schwebend und androgyn-drogig daher. Die Sängerin verspricht den nahenden Zusammenbruch, den katastrophischen Übergang in den Wahnsinn. Der Einstiegstitel in die LP ‚I feel Insane‘ nährt die Gerüchte, dass die Teilnehmer des Projekts wohl nicht ganz sauber sind und befördern das Interesse an der Band in Erwartung des kommenden Zusammenbruchs. Der bleibt aber aus. KatieJane Garside verlässt Daisy Chainsaw nach dem Debüt und nach dem Nachfolgealbum ‚For They Know Not What They Do‘ ist 1995 Schluss.

Trotz eines weiblichen Hauptakteurs und zeitlicher Nähe in der Veröffentlichung waren Daisy Chainsaw eine Band, die nicht nur ein Ozean von dem Ansatz trennt, den die unter der Flagge der Riot-Grrrl-Bewegung segelnden Bands aus dem Nordwesten der USA verfolgt haben. Der explizit feministisch-politische Impetus, der die dortigen Projekte prägte, waren nicht das Thema und Problem der

Gänseblümchenkettensäge. Wohlwollend interpretiert und damit immer das politische in allem suchend, was Lärm veranstaltet, könnte man Daisy Chainsaw im besten Fall einen dekonstruierenden Umgang mit Geschlechterstereotypen unterstellen. Das Visuelle, das Inszenierte spielte zur Zeit ihres Debüts eine konstituierende Rolle. Daisy Chainsaw waren eine Noisepopband, die ohne Schminkkoffer nicht auf die Bühne konnten.

20 Jahre später bleibt vor allem eine Platte, die auch für Independentverhältnisse vergleichsweise extrem ist. Zerstörte Soundlandschaften, wenige Songs mit eingängiger Melodieführung, gelegentlich sphärische, fast geisterhafte Gesangsparts. Die Single ‚Love your Money‘ funktioniert auch heute noch, genau wie die Frage, was das eigentlich sollte, damals als Independent manchmal noch gefährlich gespielt hat.